

Vom Tempo und den Moden. Kultur- und gesellschaftskritische Aspekte in Georg Simmels Philosophie

Werner Jung

I. Tempo, Hektik, Neurasthenie

Es bleibt wohl dabei: Georg Simmel ist der Philosoph, Sozialpsychologe und Soziologe der Moderne, jener frühen Moderne, die sich um die Jahrhundertwende auskristallisiert hat und als deren Diagnostiker und - mit Maßen - Therapeut er sich nachhaltig empfiehlt.¹ Man hat rückblickend diese Zeit in den verschiedensten Begriffen versucht zu beschreiben, hat sie über die vielen gleichzeitigen Ismen und den Stilpluralismus anzuvisieren gemeint. Oft unzureichend. Es ist ein durch und durch hektisches, ja nervöses Zeitalter. Nervosität gilt bereits den Zeitgenossen etwa zwischen 1880 und 1910 - und nicht nur im strengen medizinischen bzw. psychologischen Zusammenhang - als Zeichen der Zeit. Neurasthenie, so lautete die weitverbreitete Meinung, charakterisiert nicht nur die Intellektuellen, Schriftsteller und Künstler, sondern ebenso Arbeiter und Angestellte, namentlich Buchdrucker, Eisenbahnangestellte und Telefonistinnen. Mehr Tempo, mehr Hektik, mehr Nervosität. Karl Lamprecht taufte die neue Ära das „Zeitalter der Reizsamkeit“, und insgesamt beherrschte, wie der Historiker Joachim Radkau zutreffend schreibt, mindestens an der Oberfläche das „Tempo-

¹ In diesem Essay greife ich auf Überlegungen zurück, die sich auch in meiner einführenden Monographie „Georg Simmel, Hamburg 1990“ finden, auf die ich nachdrücklich hinweise; gleichwohl bin ich indessen etwas skeptischer geworden bezüglich einer Simmel-Interpretation, die den Philosophen einzig in der Fluchtlinie der von den kritischen Simmel-Schülern Lukács, Bloch oder Adorno vorgezeichneten Deutungsperspektive (Simmel als Lebensphilosoph und Entfremdungstheoretiker usw.) sieht. Dazu im Text mehr. - Hingewiesen sei an dieser Stelle und ganz pauschal auf eine Reihe von weiteren Gesamtdarstellungen Simmels, von Sammelbänden und ausführlichen Monographien, die größeren Komplexen gewidmet sind: D. Frisby: *Fragmente der Moderne. Georg Simmel, Siegfried Kracauer, Walter Benjamin, Rheda-Wiedenbrück* 1989; J. Kintzelé und P. Schneider (Hg.): *Georg Simmels Philosophie des Geldes*, Frankfurt a. M. 1993; U. Luckhardt: „Aus dem Tempel der Sehnsucht.“ *Georg Simmel und Georg Lukács: Wege in und aus der Moderne*, Butzbach-Griedel 1994; K. Lichtblau: *Kulturkrise und Soziologie um die Jahrhundertwende. Zur Genealogie der Kulturosoziologie in Deutschland*, Frankfurt a. M. 1996; vgl. außerdem die Beiträge in den verschiedenen Heften des „Simmel-Newsletter“, der seit 1991 erscheint.

Design“ die Jahrhundertwende. Schneller, höher, weiter - in einer Hetzjagd durch die Zeit. Das Auto drängt sich mit Macht in den innerstädtischen Verkehr hinein, auf Kirmesplätzen geraten Rutsch-, Achter- und Berg- und Talbahnen zur Attraktion, der Leistungssport tritt seit den ersten Olympischen Spielen seinen Siegeszug an. Kinopaläste entstehen und verdrängen die Stadttheater; man raucht - nicht nur in den Pausen - Zigaretten statt Zigarren. Ganz hektisch eben.²

Nervosität, Hektik, Tempo bilden die Signaturen der Zeit und des urbanen Raums. Modernität vollzieht sich zuallererst in der Großstadt - ihre Zentren heißen Paris, London und New York, aber dann und zunehmend auch Berlin. Georg Simmel ist nicht nur Berliner, sondern bedenkt auch Berlin in zahllosen seiner Essays. Der städtische Raum, innen und außen, an der glitzernd-illuminieren Oberfläche ebenso wie hinter der „kalten Haut der Stadt“ (M. Wildenhain) und in den Seelenuntiefen der neuen Subjekte, ist beständiges Gravitationszentrum des Simmelschen Denkens - seiner frühen, vornehmlich methodologischen Problemen der neueren Philosophie (Ethik, Geschichtsphilosophie, Hermeneutik) gewidmeten, noch am ehesten systematisch zu nennenden Schriften, seiner die Kultursozio-logie inaugurierenden Soziologie bzw. Sozialphilosophie und seiner späten, die ästhetische Linie seines Denkens fortschreibenden Lebensphilosophie. Man kann deshalb mit guten Gründen im Blick auf die Simmelsche Entwicklung durchaus von einer Kontinuität im Wandel sprechen. Der Grundton - das großstädtisch moderne Lebensgefühl - klingt immer wieder durch und bildet den Generalbaß.

Wohin auch immer man den Blick richtet, wenn man sich mit den Diskursen der frühen Moderne um die Jahrhundertwende beschäftigt, der Geltungsverlust traditioneller Werte und Orientierungen, auch klassischer philosophischer Begriffe und Termini ist andauerndes Thema. Von Nietzsche über Ernst Mach und die Vertreter der Wiener Moderne bis zu Freud wird der sogenannten Objektivität und Totalität der Garaus gemacht, wird dem Subjekt in Gestalt der Individualität der Boden entzogen. Rundum wird destruiert und fröhlich dekonstruiert: Wirklichkeit verflüchtigt sich in Stimmungen, Ansichten und Perspektiven, das einzelne Subjekt steht jetzt anhaltlos und ohne Substanz da. Die Wiener Literaten von Altenberg über Kraus und Hofmannsthal, Bahr und Beer-Hofmann bis zu Schnitzler schreiben diese neuen Erfahrungen aus; Mach

² Vgl. J. Radkau: Die wilhelminische Ära als nervöses Zeitalter, oder: Die Nerven als Netz zwischen Tempo- und Körpergeschichte, in: Geschichte und Gesellschaft 20 (1994), 211-241, insbesondere 217 f., 228 ff., 231. Ich verdanke diesem Aufsatz entscheidende Hinweise.

und Bahr inszenieren das Basistheorem (die Unrettbarkeit des Ich³), Hofmannsthal liefert mit seinem Chandos-Brief den poetologischen Rahmen, in den dann Schnitzler mit seinen Stücken und Prosatexten die kultur- und gesellschaftskritischen Töne hineinmischt. Alle Beziehungen und vormals intensiven Bindungen sind brüchig geworden, der Kitt ist löcherig, und nicht erst außen beginnt die Fremde, wie es Hermann Lenz einmal ausgedrückt hat, sondern bereits im Inneren, denn das Ich ist nicht mehr Herr im eigenen Haus. Schon flüchtige Begegnungen, Stimmungsschwankungen, momentane Anfälle können es aus der gewohnten Bahn schleudern - Beer-Hofmanns Roman *Der Tod Georgs* von 1900 oder noch Schnitzlers späte Traumnovelle liefern hierfür das nötige Anschauungsmaterial. Das Leben ist nichts weiter als ein einziger breiter Strom, und nutzlos, heißt es bei Beer-Hofmann, ist alles Wissen, und die „mächtigen Worte“ fallen „verweht“ von den Lippen. Einzig das Schweigen noch bewahrt vor der Lüge.⁴

Eine Philosophie, die ihre Zeit in Gedanken zu erfassen versucht, also ein Gesamtbild zeichnen möchte, muß sich diesen Herausforderungen stellen. Und wenn die alte Weltanschauung in die Brüche gegangen ist, muß man sich die Welt eben neu anschauen.⁵ Dabei kann es dann nicht mehr und länger darum gehen, diesen Fragment- bzw. Trümmerhaufen, wie es der junge Lukács en passant ausgedrückt und der reife Benjamin in seinen geschichtsphilosophischen Thesen dann bündig zusammengefaßt hat, zu einem Ganzen und einer Totalität zusammenzufälschen⁶, sondern die einzelnen Bruchstücke der Wirklichkeit und Geschichte als solche und einzelne stehenzulassen. Auch das hat Georg Simmel früher als andere intuitiv gespürt, um es sodann auch methodisch abzusichern: im Essay und Fragment als solchen kleinen Formen, die *Momentbilder sub specie aeternitatis* (wie eine Kolumnenfolge der von Simmel über einen längeren Zeitraum belieferten Zeitschrift *Jugend* hieß), Denkbilder, wie sie dann Benjamin im Blick auf die eigene Kurzprosa nennen

³ Die These geht auf Ernst Machs „Analyse der Empfindungen...“ zurück, worin es u. a. heißt: „Nicht das Ich ist das Primäre, sondern die Elemente (Empfindungen). [...] Die Elemente bilden das Ich.“ (zit. nach: G. Wunberg (Hg.), *Die Wiener Moderne. Literatur, Kunst und Musik zwischen 1890 und 1910*, Stuttgart 1992, 141) Hermann Bahr hat in einer ganzen Reihe von Artikeln diese These Machs popularisiert und in die Wiener Caféhäuser gebracht.

⁴ Vgl. R. Beer-Hofmann: *Der Tod Georgs*, Stuttgart 1980, 85.

⁵ Vgl. dazu den Essay von U. Kösser: Wenn die Welt-Anschauung in die Brüche geht, ist es besser, sich die Welt anzuschauen, in: *Weimarer Beiträge*, H. 2 (1993), 190-207.

⁶ Vgl. dazu G. Lukács: Zur Theorie der Literaturgeschichte (1910), in: G. Lukács, *Text und Kritik* 39/40 (1973), 47; außerdem die einschlägigen Thesen Benjamins zum Begriff der Geschichte, in: W. Benjamin: *Gesammelte Schriften*, I/2, Abhandlungen, hg. von R. Tiedemann und H. Schweppenhäuser, Frankfurt a. M. 1974, 691 ff.

wird, entwerfen. Sie sind kurzfristige Interventionen, okkasionalistisches Philosophieren pur sang, weil sie, um noch einmal Georg Lukács, einen von Simmels frühen Schülern, zu zitieren, 'bei Gelegenheit von' entstanden sind.⁷ Bei Simmel heißt es diesbezüglich ganz ähnlich: Aufgabe seiner Betrachtungen kann nur sein, „daß sich von jedem Punkt an der Oberfläche des Daseins, so sehr er nur in und aus dieser erwachsen scheint, ein Senkblei in die Tiefe der Seele schicken läßt, daß alle banalsten Äußerlichkeiten schließlich durch Richtungslinien mit den letzten Entscheidungen über den Sinn und Stil des Lebens verbunden sind.“ (Individuum, 195)⁸ Die Richtung ist also klar: von der Oberfläche - und immer hält er sich nur hier auf! - in die Tiefe, mögen sich dabei auch Abgründe auftun. Obwohl nur selten erwähnt, konzentriert Simmel seine Aufmerksamkeit auf den Problemkomplex Moderne als auf ein Unwesen. Denn das Wesen der Moderne überhaupt, schlußfolgert er unter Rückgriff auf jene klassisch gewordene Formulierung Baudelaire's („La modernité, c'est le transitoire, le contingent, la moitié de l'art, dont l'autre moitié est l'éternel et l'immuable“), „ist Psychologismus, das Erleben und Deuten der Welt gemäß den Reaktionen unsres Innern und eigentlich als einer Innenwelt, die Auflösung der festen Inhalte in das flüssige Element der Seele, aus der alle Substanz herausgelöst ist, und deren Formen nur Formen von Bewegungen sind.“ (Kultur, 184) Dem korrespondiert die Ansicht vom modernen Philosophen als einem „Abenteurer des Geistes“, der etwas Unlösbares so behandelt, „als wäre es lösbar.“ (Ebd., 14) An anderer Stelle schreibt Simmel auch, daß die

⁷ G. Lukács: Die Seele und die Formen (1911), Sonderausgabe der Sammlung Luchterhand, Berlin/Neuwied 1971, 27: „jeder Essay schreibt mit unsichtbaren Buchstaben neben seinen Titel die Worte: bei Gelegenheit von ...“.

⁸ Die Simmelschen Werke werden - wo nicht nach der Gesamtausgabe (= GA): GA II = Aufsätze 1887-1890. Über sociale Differenzierung. Die Probleme der Geschichtsphilosophie (1892), hg. von H.-J. Dahme, Frankfurt a. M. 1989; GA V = Aufsätze und Abhandlungen 1894-1900, hg. von H.-J. Dahme und D. P. Frisby, Frankfurt a. M. 1992; GA VI = Philosophie des Geldes, hg. von D. P. Frisby und K. C. Köhnke, Frankfurt a. M. 1989; GA VII = Aufsätze und Abhandlungen 1901-1908, Bd. I, hg. von R. Kramme, A. Rammstedt und O. Rammstedt, Frankfurt a. M. 1995; GA X = Philosophie der Mode. Die Religion. Kant und Goethe. Schopenhauer und Nietzsche, hg. von M. Behr, V. Krech und G. Schmidt, Frankfurt a. M. 1995 - nach den folgenden Bänden zitiert: Der Konflikt der modernen Kultur, München/Leipzig 1918 (= Konflikt); Lebensanschauung, München/Leipzig 1918 (= Lebensanschauung); Philosophische Kultur. Zweite um einige Zusätze vermehrte Auflage, Leipzig 1919 (= Kultur); Grundfragen der Soziologie. 3., unveränderte Auflage, Berlin 1970 (= Soziologie); Das Individuum und die Freiheit. Essais, Berlin 1984 (= Individuum); Schriften zur Philosophie und Soziologie der Geschlechter, hg. von H.-J. Dahme und K. C. Köhnke, Frankfurt a. M. 1985 (= Geschlechter); Vom Wesen der Moderne, hg. von W. Jung, Hamburg 1990 (= Moderne).

Philosophie „das Ganze der Welt, gesehen durch ein Temperament, ein état d'âme, wie man es von der Landschaft gesagt hat“, sei (Individuum, 37).

Der Philosoph als Abenteurer - man kann auch sagen: als Flaneur in der Großstadt und auf den Märkten der Moderne, die dort ihre Waren feilbietet. In einem kurzen Essay Simmels von 1896 anlässlich der Berliner Gewerbeausstellung, in der er wie in den Weltausstellungen insgesamt weitsichtig das jeweils „momentane Centrum der Weltkultur“, die „Arbeit der ganzen Welt“ zusammengezogen sieht, heißt es über die eigentümliche Warenkultur und die neue „Schaufenster-Qualität der Dinge“: „Die Warenproduktion unter der Herrschaft der freien Concurrenz und mit dem durchschnittlichen Übergewichte des Angebots über die Nachfrage muß dazu führen, den Dingen über ihre Nützlichkeit hinaus noch eine verlockende Außenseite zu geben.“ (Moderne, 172) Simmel erkennt nicht nur das universelle Diktat der Warenwirtschaft, sondern zugleich die neue ästhetische Raffinierung der Dinge, die diesseits ihres puren „Gebrauchswertversprechens“ (W. F. Haug) angesiedelt ist, gleichwohl jedoch unbedingt notwendig, damit die Dinge überhaupt gekauft zu werden verdienen. Simmel spricht ausdrücklich von der „Wendung in das ästhetische Ideal“, von dem „Reiz für das Auge“ und der „neue[n] principielle[n] Synthese zwischen dem äußerlichen Reiz und der sachlichen Zweckmäßigkeit der Dinge.“ (Moderne, 173) Das Design bestimmt das Sein, die Ästhetik der Oberfläche und Außenseite - die jeweilige Mode, um es in einer näher bei Simmel angesiedelten Redeweise auszudrücken - rückt in den Mittelpunkt der Betrachtung. Von hier geht das Simmelsche Senkblei in die Tiefe, startet die Expedition in die 'terra incognita' der modernen Kultur, deren Begriff an den „flüchtigsten und isoliertesten Oberflächenerscheinungen des Lebens“, an der „universellen Breite des Daseins“ festgemacht wird (vgl. Kultur, 2 f.).

II. Von der Moderne und den Moden

Begonnen hat Georg Simmels intellektuelle Entwicklung mit einer Auseinandersetzung über Kant sowie - wenige Jahre später dann - mit grundsätzlichen methodologischen Erwägungen im Blick zunächst auf die Ethik, dann auch auf Fragen der Geschichtsphilosophie und auf Probleme einer allgemeinen Verstehenstheorie. Die Nähe zum Neukantianismus und zum Diltheyschen Konzept, zum Pragmatismus und mit zunehmender Zeit auch zu Schopenhauer und Nietzsche ist überall spürbar. Früh reift in Simmel die Erkenntnis, die dann zum

Eckpfeiler seines Denkens bis in die letzten lebensphilosophischen Jahre wird, daß das Subjekt und die Objektivität mindestens in ihrer idealistischen Präsentationsweise unrettbar verloren sind: Aussagen über das Subjekt und die Gesellschaft sind allenfalls in Annäherungen möglich. Ebenso wenig wie es noch einen festen Kern gibt, um den sich eine Moralphilosophie entspinnen kann - das war jedenfalls Simmels kurzes Resultat seiner langwierigen Untersuchung über die *Einleitung in die Moralphilosophie* von 1892/93 -, ebensowenig existieren auch das Individuum und die Gesellschaft als feste Größen.

Das Individuum, schreibt Simmel in *Über soziale Differenzierung*, seiner ersten Buchveröffentlichung nach der Dissertation, bereits 1890, sei eine „Vielheit“, Kreuzungs- und Durchgangspunkt verschiedenster Einflüsse. Ja, mehr noch, was man für die Einheit des Menschen halte, sei „vielmehr die Summe und das Produkt der allermannichfaltigsten Faktoren, von denen man sowohl der Qualität wie der Funktion nach nur in sehr ungefährem und relativem Sinne sagen kann, daß sie zu einer Einheit zusammengehen.“ (GA II, 127) In bezug auf die Gesellschaft, die das Ensemble von sozialen Differenzierungs- und Wechselwirkungsprozessen ist, schreibt Simmel, daß der Begriff Gesellschaft „nur der Name für die Summe dieser Wechselwirkungen [ist], der nur in dem Maße der Festgestelltheit dieser anwendbar ist. Es ist deshalb kein einheitlich feststehender, sondern ein gradueller Begriff, von dem auch ein Mehr oder Weniger anwendbar ist, je nach größerer Zahl und Innigkeit der zwischen den gegebenen Personen bestehenden Wechselwirkungen.“ (Ebd., 131)

Von hier ist dann der Weg frei für Simmels sozialpsychologische und soziologische Arbeiten, die in den großen Essaysammlungen *Philosophie des Geldes* (1900) und *Soziologie* (1908) gipfeln, worin eine phänomenologische Bestandsaufnahme der Moderne nicht zuletzt entlang der Begriffstrias Geld, Ware und Verkehr angeboten wird. Wiederum spielt dabei das Oberflächendesign für Simmel eine herausragende Rolle, schenkt er Phänomenen wie der Mode und der Koketterie, der Blasiertheit und Neurasthenie, dem Abenteuer und dem Spiel seine besondere Aufmerksamkeit. Im Zuge der Ausarbeitung seiner soziologischen Theorie - damit seiner mittleren Phase, wenn man so will - stößt er auf die Begriffe der subjektiven und der objektiven Kultur, die sozusagen zwei Welten anzeigen: zum einen soll sich darin der Anspruch des Einzelnen ausdrücken, für wie entfremdet, verdinglicht oder entstellt man ihn auch immer (durchaus mit Simmel) ansehen mag, die eigenen Bedürfnisse und Begehrlichkeiten aller Art anzumelden, zum anderen begreift Simmel darunter die nivellierenden, dem Diktat der entwickelten

Geldwirtschaft unterworfenen Tendenzen der objektiven oder auch offiziellen Kultur. Dazwischen klafft eine gewaltige Lücke, ein Hiatus, den zu bearbeiten Simmel sich in seinen letzten Arbeiten, den philosophischen Aufsätzen und Essays im Umkreis der Lebensphilosophie, vorgenommen hat. Dabei greift er dann wieder auf die Kunst und auf Momente der traditionellen Ästhetik zurück. Unabhängig jedoch von der Frage, ob das von Simmel aus der Kunst abgeleitete Therapieangebot für die moderne Gesellschaft eine echte Alternative darstellt oder nicht, muß man auf jeden Fall die lebensphilosophischen Problemkreise, die die Schriften aus Simmels letztem Lebensjahrzehnt aufwerfen, als Fortsetzungen und Zuspitzungen früherer Überlegungen aus dem Umkreis der *Philosophie des Geldes* als seinem chef d'oeuvre ansehen. Anders gesagt: die Lebensphilosophie pointiert Ansichten und schlägt eine bestimmte Lesart der früheren Arbeiten vor, die nicht nur Simmel selbst gezogen hat, sondern die, durch die Brille seiner kritischen Schüler von Bloch über Lukács und Kracauer bis zu Benjamin und Adorno betrachtet, bis heute maßgeblich auch die Rezeption bestimmt. In Frage stehen die Begriffe - ja, geradezu Paradigmen - Entfremdung und Verdinglichung, deren Konturen die *Philosophie des Geldes* einerseits breit ausmalt, wobei andererseits im Blick auf eine genauere Lektüre erst noch zu klären ist, ob sie tatsächlich schon jene Lukácssche Unerbittlichkeit, den Weberschen Härtegrad des 'stahlharten Gehäuses' besitzen.⁹ Oder existiert nicht beim mittleren Simmel das Sowohl - Als Auch, der Relativismus?

Sehen wir uns deshalb jetzt einige in mehrfacher Hinsicht repräsentative Arbeiten aus Simmels mittlerer Phase an. Im Mittelpunkt rangiert immer das Geld, das nicht allein den Wirtschafts- und Warenverkehr bestimmt, sondern weiter noch das „Tempo des Lebens“ insgesamt und überhaupt dessen „Stil“ prägt. Simmel verfolgt das in seiner *Philosophie des Geldes* (und eben deshalb nennt er sie auch eine Philosophie und nicht Soziologie!) bis in die feinsten kapillaren Verästelungen sozialer Wechselwirkungszusammenhänge hinein. Wir greifen nur einzelne Punkte heraus und weisen auf die Komplexe der 'Mode' und der 'Koketterie' sowie auf den großstädtischen Lebensraum und seine Veränderungen hin. Zu Recht hat Simmels Freund Karl Joel in seiner Besprechung der *Philosophie des Geldes* dieses Buch ein

⁹ Zu diesem Diskussionskomplex um die Einschätzung der „Philosophie des Geldes“ vgl. neuerdings den Sammelband von Kintzelé/Schneider (Anm. 1), hierin insbesondere die Aufsätze von K. C. Köhnke: „Die Verdrängung der Werte durch das Geld“, der sich eher der Lesart von Lukács, Kracauer und den anderen kritischen Simmelschülern anschließt, und B. Nedelmann: „Geld und Lebensstil“, die für eine Lesart diesseits des Entfremdungsparadigmas votiert.

„Gesamtbild der modernen Kultur unter dem Zeichen des Geldes“ genannt.¹⁰ Das trifft die Simmelsche Intention sehr genau, denn dieser wollte einen philosophischen Beitrag zu nationalökonomischen Fragen leisten. „Wenn es eine Philosophie des Geldes geben soll“, so heißt es in der Vorrede, „so kann sie nur diesseits und jenseits der ökonomischen Wissenschaft vom Gelde liegen: sie kann einerseits die Voraussetzungen darstellen, die, in der seelischen Verfassung, in den sozialen Beziehungen, in der logischen Struktur der Wirklichkeiten und der Werte gelegen, dem Gelde seinen Sinn und seine praktische Stellung anweisen.“ (GA VI, 10) Der Untersuchung dieser Voraussetzungen ist der analytische erste Teil der *Philosophie des Geldes* gewidmet, während der zweite synthetische Teil sodann die Wirkungen der ausgebildeten Geldwirtschaft, die, wie sich näherhin zeigt, eine der entwickelten kapitalistischen Warenwirtschaft ist, „auf das Lebensgefühl der Individuen, auf die Verkettung ihrer Schicksale, auf die objektive Kultur“ (ebd.) zeigt. Ausdrücklich distanziert sich das Simmelsche Projekt bereits in der Vorrede vom historischen Materialismus oder dogmatischen Marxismus der II. Internationale, da es darum gehe, diesem Materialismus allererst noch „ein Stockwerk unterzubauen“, worin die „wirtschaftlichen Folgen selbst als das Ergebnis tieferer Wertungen und Strömungen, psychologischer, ja, metaphysischer Voraussetzungen erkannt werden.“ (ebd., 13) Es ist enger und breiter zugleich als der historische Materialismus, weil es nur über einen beschränkten nationalökonomischen Begriffsrahmen verfügt, zugleich jedoch die Einflüsse des Geld-, Wirtschafts- und Warenverkehrs auf die sozialen Beziehungen, auf das Verhalten der Geschlechter zueinander, die Familienbande, Freundschaften, die moralischen Prinzipien des Zusammenlebens, schlußendlich noch auf die Geschmacksbildung und Ästhetik verdeutlicht. Nicht nur steigert sich ganz allgemein das Lebenstempo unter der voll ausgebildeten Geldwirtschaft, worin dem Geld als dem „Werth-Ausgleicher und Tauschmittel“ „die Kraft“ zukomme, „Alles mit Allem in Verbindung zu setzen: es baut eine Brücke zwischen den Dingen, wie es eine zwischen den wirtschaftlichen Menschen baut, es erfüllt in objektiver Hinsicht die Funktion, der der Händler in subjektiver dient.“ (GA V, 224) Ausdruck und Sinnbild u. a. der „konstitutionellen Aufgeregtheit des Wirtschaftslebens“ ist die Börse, an deren Reaktionen und Schwankungen die „extreme Steigerung des Lebenstempos“, „eine fieberhafte Bewegtheit und Zusammendrängung“ die „auffälligste Sichtbarkeit“ erfährt (vgl. ebd.).

¹⁰ K. Joel: Eine Zeitphilosophie, in: Neue Deutsche Rundschau 12 (1901), 812 u. 818.

Wenn aber alles mit allem und jedem getauscht werden kann, weil alles in dem identischen Wertmaß Geld gemessen werden kann, ja, wenn, wie Simmel glaubt, selbst die vermeintlich persönlichsten Beziehungen davon nicht ausgenommen sind, wie er insbesondere im Blick auf die Geschlechterbeziehungen formuliert, dann hat das erhebliche Konsequenzen für die Normen und Werte innerhalb der Gesellschaft. Überaus drastisch beschreibt er die Implikationen in seinem Essay *Die Rolle des Geldes in den Beziehungen der Geschlechter*, der in überarbeiteter Form auch in die *Philosophie des Geldes* eingegangen ist. Hier kommt er - nahezu zwangsläufig - auf das weite Gebiet der Prostitution zu sprechen und beschreibt unter Hinweisen auf Zola (und wohl dessen einschlägigen Dimenroman *Nana*), welche Verkehrung der Wertschätzung stattgefunden hat. Denn es sei längst nicht mehr so, daß die Dirne, wenn sie nicht als sozial Depravierte eine Rinnsteinexistenz führt, verachtet wird. Im Gegenteil. Die wirklich teure Kurtisane, diejenige, für die viel bezahlt werden muß entsprechend der Wertaxiomatik, daß etwas wert ist, insofern man dafür bezahlt hat (was nichts kostet, ist auch nichts wert!), steigert dadurch allererst ihren Persönlichkeitswert. „Die Courtisane, die sich für einen sehr hohen Preis verkauft, erhält damit „Seltenheitswert“ - denn nicht nur werden die Dinge hoch bezahlt, die Seltenheitswert besitzen, sondern auch umgekehrt erhalten ihn diejenigen Objecte, die aus irgend einem sonstigen Grunde, sei es auch nur aus einer Laune der Mode, einen hohen Preis erzielen. Wie viele andere Gegenstände, ist auch die Gunst mancher Courtisane nur deshalb sehr geschätzt und von Vielen gesucht worden, weil sie den Muth hatte, ganz ungewöhnliche Preise zu fordern.“ (GA V, 265) Von hier lassen sich die verschiedensten Gedanken weiterspinnen, die allesamt in der Logik der Argumentation liegen: der Wert und damit Preis, denn beide sind identisch, steigt mit der Exklusivität und Seltenheit, und er wird gesucht, dient er doch vornehmlich dem Einzelnen dazu, wie Simmel an vielen Stellen seiner soziologischen Überlegungen nachweist, seine Differenzierungsleistungen zu vollziehen. Das steckt in der Dialektik der Geldwirtschaft. Wenn dieser große Nivellierer erst einmal angetreten ist, ist es für den Einzelnen umso notwendiger, sich zu unterscheiden. Eine Möglichkeit - oder vielmehr: ein Differenzierungsangebot - steckt im offensiv wie ostentativ ausgestellten Besitzstand: von der kostspieligen Geliebten über das eigene Anwesen und protzige Gefährt bis zu den modischen Accessoires und der zur Schau gestellten ästhetischen Kultur (oder was immer dafür gehalten wird).

Die Mode ist für Simmel geradezu ein Fallbeispiel für jene immanente Dialektik des Geldes, die sich auf der Subjektseite in den widerstreitenden Tendenzen von Anschluß an eine Gemeinschaft und dem Bedürfnis nach Unterscheidung widerspiegelt. Die Mode, so definiert Simmel, „ist Nachahmung eines gegebenen Musters und genügt damit dem Bedürfnis nach sozialer Anlehnung, sie führt den Einzelnen auf die Bahn, die Alle gehen, sie gibt ein Allgemeines, das das Verhalten jedes Einzelnen zu einem bloßen Beispiel macht. Nicht weniger aber befriedigt sie das Unterschiedsbedürfnis, die Tendenz auf Differenzierung, Abwechslung, Sich-abheben. Und dies letztere gelingt ihr einerseits durch den Wechsel der Inhalte, der die Mode von heute individuell prägt gegenüber der von gestern und von morgen, es gelingt ihr noch energischer dadurch, daß die Moden der höheren Schicht sich von der der tieferen unterscheiden und in dem Augenblick verlassen werden, in dem diese letztere sie sich anzueignen beginnt.“ (GA X, 10)¹¹ Mode ist das Resultat dieses Wechselspiels; wo einer von beiden Aspekten fehlt, „wird ihr Reich enden.“ Davon darf man jedoch nicht ausgehen, vielmehr - und hier mag einmal mehr die Empirie Simmel bestätigt haben - müssen wir einen immer rascheren Wechsel der Moden konstatieren, eine immer kürzer geratende Haltbarkeitsdauer feststellen. In Simmels eigenen Worten: „Der Wechsel der Mode zeigt das Maß der Abstumpfbarkeit der Nervenreize an, je nervöser ein Zeitalter ist, desto rascher werden seine Moden wechseln, weil das Bedürfnis nach Unterschiedsreizen, einer der wesentlichen Träger aller Mode, mit der Erschlaffung der Nervenenergien Hand in Hand geht.“ (Ebd., 15 f.)

Nervös ist die Moderne nicht zuletzt deshalb, weil das Sozialgefüge ins Wanken geraten ist, weil Standesschranken aufgehoben und vermeintlich stabile Klassenlagen instabil geworden sind. Es finden Überschneidungen und Vermischungen statt, Aufstiegs- und Abstiegs-möglichkeiten, neue Nobilitierungen und Deklassierungen stehen auf der gesellschaftlichen Tagesordnung. An diesem Punkt beweist Simmel geradezu divinatorische Weitsicht, wenn er den Pluralismus und die Offenheit der bürgerlichen Gesellschaft, dessen, was er mit der modernen, auf der Geld- und Warenwirtschaft beruhenden Gesellschaft beschreibt. Moden sind Klassenmoden, sagt Simmel und behauptet weiter, daß sie, weil es immer Menschen gibt, die hineinwollen, und solche, die, weil die misera plebs sich ante portas aufhält, in aller Exklusivität wieder daraus verabschieden, ständigem Wandel und

¹¹ Vgl. zum Problemkomplex Simmel und die Mode auch die ausgezeichnete Essaysammlung von S. Bovenschen: *Die imaginierte Weiblichkeit*, Frankfurt a. M. 1979.

Umbau unterworfen sind. Mode bedeutet den Einschluß und Ausschluß zugleich, Exklusivität nach Meinung ihrer Trägerschicht aber unbedingt. Sie zeichnet ihren jeweiligen Träger aus, macht ihn identifizierbar bzw. zuordbar; dennoch besteht die Tendenz - die Bemächtigung der Mode durch Designerpersönlichkeiten unterstreicht diesen Trend noch - auf absolute Exklusivität: d. h. auf das unverwechselbare Unikat. Das ist *mein* Kleid, Mantel, Hut - für mich (oder von mir) gemacht. Und der Kreis schließt sich wieder. Ich muß mich unterscheiden, und ich differenziere mich, indem ich mich laut Simmel auch an der Oberfläche - in meiner äußerlichen Hülle - von den anderen in meiner Umgebung und Lebenswelt, die für Simmel die urbane oder sogar metropolitane Kultur meint, gravierend abhebe.

Eine gedrängte Zusammenfassung seiner Überlegungen zum Geldkomplex stellt der kurze Essay *Die Großstädte und das Geistesleben* von 1903 dar. „Die Großstädte sind von jeher die Sitze der Geldwirtschaft gewesen“. Und: „Geldwirtschaft aber und Verstandesherrschaft stehen in tiefstem Zusammenhange.“ (Individuum, 193) Aus diesen Prämissen konstruiert Simmel sowohl eine Sozialpsychologie, die das Wesen des modernen Großstädtlers beschreibt, als auch eine kurzgefaßte, aber weitgreifende Kulturtheorie, die um die Begriffe der subjektiven und der objektiven Kultur kreist. Der Geldwirtschaft liegt das Prinzip der rationalen Berechnung, also der Planung und Kalkulation zugrunde. Sie ist in gewisser Weise Produkt und Summe des neuzeitlichen Prozesses der Aufklärung, wie sie ähnlich auch Weber oder Sombart, nachmals dann auch Adorno und Horkheimer beschrieben haben. Beherrschung und Bändigung der Natur durch den Geist, ihre Unterwerfung unter die Gesetze einer berechnenden Vernunft sowie ihre Ausbeutung durch die Technik sind die Voraussetzungen für einen ungebremsten Fortschritt, eine hemmungslose Akkumulation. „Pünktlichkeit, Berechenbarkeit, Exaktheit“ (ebd., 195), die Simmel hier aufzählt, gelten aber nicht nur für die Sphäre der Produktion und der Geldwirtschaft, sondern stellen gleichermaßen auch verbindliche Richtwerte für das personale Verhalten, für die Ethik des modernen Subjekts vor.

Auf diesem Hintergrund nun agiert der großstädtische Mensch, an dem Simmel die folgenden markanten Züge notiert: Blasiertheit, Reserviertheit und eine zunehmende Distanz. Unter Blasiertheit versteht er „die Abstumpfung gegen die Unterschiede der Dinge“, die Indifferenz, die durch das Nivellement der alle qualitativen Unterschiede einebnenden Geldwirtschaft entstanden ist, ja bisweilen eine völlige Gleichgültigkeit; Reserviertheit meint ein „negatives Verhalten sozialer

Natur“, wozu das unübersehbare Geflecht großstädtischen Betriebs die Einzelnen nötigt, eine Reserviertheit, wie Simmel weiter bemerkt, „mit dem Oberton versteckter Aversion“; schließlich die Distanz, Nietzsches „Pathos der Distanz“, als Überlebensstrategie (vgl. ebd., 196 ff.). Nirgends ist das Gewühl dichter als in der Großstadt, herrschen „körperliche Nähe und Enge“, die zugleich „die geistige Distanz“ geradezu überlebensnotwendig machen, will man nicht in der Menge (wörtlich und in übertragenem Sinne) untergehen. Die Kehrseite der Medaille ist freilich, daß „man sich unter Umständen nirgends so einsam und verlassen fühlt, als eben in dem großstädtischen Gewühl“ (ebd., 200). Vor diesen an der Oberfläche festzustellenden Verhaltensweisen leitet Simmel in den letzten Passagen seines Essays kurz auf die kulturelle Gemengelage über, die in der Großstadt herrscht: „das Übergewicht dessen, was man den objektiven Geist nennen kann, über den subjektiven“ (ebd., 202).

Unter dem objektiven Geist und seiner offiziellen Kultur versteht Simmel durchaus im Rückgriff auf Hegel und auf ähnlich klingende Bemerkungen bei Dilthey das weite Gebiet menschlich-gesellschaftlicher Objektivationen (in Sprache, Recht, Technik, Wissenschaft und Kunst ebenso wie in den Institutionen), und er kulminiert und findet sein Zentrum in der modernen Metropole, die der Sitz und Kopf - die Schaltzentrale - der Geldwirtschaft ist: sie ist ein gigantischer Produktions- und Konsumptionsraum, der Ort der Administration im umfassenden Sinne und daneben noch ein Platz, an dem Wissenschaften und Künste gepflegt werden. Großstädte sind „die eigentlichen Schauplätze dieser über alles Persönliche hinauswachsenden Kultur.“ „Hier bietet sich in Bauten und Lehranstalten, in den Wundern und Komforts der raumüberwindenden Technik, in den Formungen des Gemeinschaftslebens und in den sichtbaren Institutionen des Staates eine so überwältigende Fülle kristallisierten, unpersönlich gewordenen Geistes, daß die Persönlichkeit sich sozusagen dagegen nicht halten kann.“ (Ebd., 203) Der Einzelne droht, darin unterzugehen, die subjektive Kultur auf der Strecke zu bleiben; damit also scheint die umfassende Entfremdung, ja Verdinglichung die Räume zu besetzen. Es scheint so, aber zugleich - darin steckt die Paradoxie des Simmelschen Ansatzes, der allzu leichtfertig nur auf den Entfremdungsaspekt zurechtgestutzt und also gekürzt worden ist - ist damit wieder die Voraussetzung für eine Emanzipation des Einzelnen, für seine Differenzierungsleistung gegeben. Das Leben, „einerseits unendlich leicht gemacht“, da von überall Angebote kommen, andererseits „aus diesen unpersönlichen Inhalten und Darbietungen zusammen[gesetzt],

die die eigentlich persönlichen Färbungen und Unvergleichlichkeiten verdrängen wollen“, findet im großstädtischen Treiben allererst die Möglichkeit, „damit dieses Persönliche sich rette“, sein „Äußerstes an Eigenart und Besonderung“ aufzubieten (vgl. ebd.). Das mag durchaus, wie Simmel kritisch hinzufügt, mit Übertreibungen einhergehen. Nichtsdestotrotz schafft erst der urbane Wirtschafts- und Verkehrsraum die Voraussetzung dafür, daß überhaupt im Unterschied zur Borniertheit des Landlebens (mit umfassender sozialer Kontrolle, also mangelnder Freiheit und Entwicklungsmöglichkeit) subjektive Kultur als alternative Lebensweise, wie immer diese dann im einzelnen konkret ausschauen mag, artikulierbar bleibt. Das nietzschesche Pathos der Distanz schafft erst den Freiraum in der Gesellschaft, die Freiheit von der Gesellschaft, um auf dem verbliebenen schmalen Grat, auf dem die Einzelheit herumlaviert, zum Ausdruck ihrer eigenen subjektiven Kultur zu kommen. Ob diese dann wirklich und emphatisch als authentisch zu bezeichnen ist oder ob sie ebenfalls nur wieder, gleichsam auf potenziertes Ebene, als entfremdet-verdinglicht einzustufen ist, mag dahingestellt bleiben. Das ist letztlich auch egal, denn so oder so kommt derjenige, der sich expressiv äußert und ausstellt, sich selbst, seinen Besitzstand oder die Mode, der sich behauptet und agiert, den Forderungen der modernen Gesellschaft nach: Du mußt Dich unterscheiden!

III. Koketterie als Ideal

Etwas grundsätzlich Neues und Anderes stellt die Simmelsche Lebensphilosophie, die im letzten Lebensjahrzehnt des Autors entstanden ist und sich in einer Reihe von Essaysammlungen und Monographien (über Goethe oder Rembrandt) ausdrückt, nicht dar. Man kann vielleicht sagen, daß Simmel in diesen Arbeiten die alten Probleme und Fragestellungen, die sich ihm bei seiner Beschreibung der Moderne, der Großstadt und des Geldverkehrs aufgedrängt haben, nun ins Prinzipielle und Grundsätzliche ausweitet, daß er sie metaphysisch tieferlegt und daß er jetzt stärker an Antworten und Lösungen interessiert ist. Im Vordergrund steht, wenn sich auch diese Tendenz bereits frühzeitig angekündigt hat, die ästhetische Option, eine Orientierung an der Kunst und am Schöpferischen - eine Ästhetik als Fluchtpunkt und Zielvision. Zentraler Begriff ist die Form.

Ein Essay, der thematisch sicherlich noch in den Umkreis der mittleren soziologischen Etappe fällt, dabei ungeheuer dicht geschrieben ist und einen weiten Assoziationsraum schafft, der zugleich ein

Musterbeispiel für den modernen Essay abgibt, welcher sich - so übereinstimmend Lukács und Adorno - in der Mitte zwischen Kunst und Wissenschaft bewegt, über Begriffe verfügt, ihre Definition jedoch verweigert, und am Ende bei der Lebensphilosophie landet, ist der Text *Psychologie der Koketterie* von 1909. Darin wird zunächst und zumeist in aller Subtilität eine Verhaltensweise beschrieben, die charakteristisch für die Geschlechterproblematik ist, die jedoch immer nur unter ganz bestimmten gesellschaftlichen Voraussetzungen möglich ist und dadurch eine Perspektive auf den konkreten gesellschaftlichen Kontext erlaubt; darüber hinaus dann ermöglicht dieser Begriff zu anderen Begriffen wie Spiel und Kunst aufzuschließen und Analogien zu bilden, um schlußendlich nicht nur mittels des Begriffs Kritik an der bestehenden Gesellschaft zu üben, sondern uno actu auch eine Verhaltensweise zu empfehlen, die in kultivierter Gestalt dem vom späten Simmel geforderten Ideal einer Formung des Lebens nachkommt: auf freilich paradoxe Weise, nämlich in aller Flüchtigkeit. Und diese ist unaufhebbar, weil die Gesellschaft wie das Individuum - hier radikalisiert Simmel frühere Ansichten - nicht nur keinen substantiellen Kern haben, sondern bloße Fiktionen sind (vgl. etwa Konflikt, 14). Das Leben und die Formen, sie gehören ebenso unabdingbar zusammen, wie sie für Simmel auf ewig Gegensätze darstellen; der Einzelne muß sich, will er seine subjektive Kultur realisieren, Formen schaffen, sich in einer Form ausdrücken, die jedoch als Form und damit Objektivation einer anderen, fremden Wertsphäre angehört und sich dem Subjekt gegenüber verselbständigt. Das Leben ist „das Gegenspiel der Form“ (ebd., 45 Anm.) - mit diesem Widerspruch beschäftigt sich die gesamte späte Lebensphilosophie Simmels, ein Widerspruch, den er in dem Vortrag *Der Konflikt der modernen Kultur* 1918, im Jahr seines Todes, folgendermaßen beschrieben hat: „Dieses Leben muß entweder Formen erzeugen oder sich in Formen bewegen. Wir *sind* zwar das Leben unmittelbar und damit ist ebenso unmittelbar ein nicht weiter beschreibliches Gefühl von Dasein, Kraft, Richtung verbunden; aber wir *haben* es nur an einer jeweiligen Form, die [...] im Augenblick ihres Auftretens sich einer ganz anderen Ordnung angehörig zeigt, mit Recht und Bedeutung eigener Provenienz ausgestattet, einen übervitalen Bestand behauptend und beanspruchend. Damit aber entsteht ein Widerspruch gegen das Wesen des Lebens selbst, seine wogende Dynamik, seine zeitlichen Schicksale, die unaufhaltsame Differenzierung jedes seiner Momente. Das Leben ist unlöslich damit behaftet, nur in der *Form* seines Widerspiels, das heißt in einer *Form* in die Wirklichkeit zu treten.“ (Ebd., 45)

Zurück zur Koketterie. Simmel sieht in ihr eine „Oberflächen-
spiegelung“, die in der Beziehung zwischen Männern und Frauen
auftaucht, wobei er die Rolle der Koketten der Frau zuweist, während
der Mann in der Stellung des Werbenden und Begehrenden auftritt. In
„ihrer banaleren Erscheinung“, wie Simmel schreibt, sieht die Koketterie
so aus: „der Blick aus den Augenwinkeln heraus, mit halbabgewandtem
Kopfe, [ist] charakteristisch. In ihm liegt ein Sich-Abwenden, mit dem
doch zugleich ein flüchtiges Sich-Geben verbunden ist, ein momentanes
Richten der Aufmerksamkeit auf den anderen, dem man sich in
demselben Momente durch die andere Richtung von Kopf und Körper
symbolisch versagt. Dieser Blick kann physiologisch nie länger als
wenige Sekunden dauern, so daß in seiner Zuwendung schon eine
Wegwendung wie etwas Unvermeidliches präformiert ist. Er hat den
Reiz der Heimlichkeit, des Verstohlenen, das nicht auf die Dauer
bestehen kann, und in dem sich deshalb das Ja und das Nein untrennbar
mischen.“ (Geschlechter, 188 f.) Daran wird vor allem deutlich: hier
wird ein Spiel inszeniert, „es ist das Interesse für dich.“ (Ebd., 189) Das
Wesen der Koketterie aber ist die Zweideutigkeit oder der Halbpart aus
„Versagen und Gewähren“ (ebd., 190), die Andeutung, die mehr
verspricht, als sie halten kann, die - einmal als Spiel durchschaut, worauf
es Simmel hier ankommt - die krude Alltagsrealität hinter sich läßt.
Während wir in der ‘Welt der gewöhnlichen Einstellung’, mit der
Phänomenologie und Soziologie zu sprechen, unser Leben nach Zweck-
Mittel-Relationen gestalten, einer gewissen Logik der Dinge und
Sachverhalte folgen und dabei einer bestimmten gesellschaftlichen
Rhythmik und einem Stundenplan nachkommen, suspendiert die Welt
des Spiels diese Alltagsordnung, sind in ihr doch die Zeit und Gesetze
der einverständigen Realität momentweise aufgehoben. Es ist eine eigene
Welt in der Welt, die anderen Regeln folgt, einer anderen
Zweckmäßigkeit, nämlich, hier schießen dann Kunst und Spiel
zusammen, einer Zweckmäßigkeit ohne Zweck, wie Simmel mit Kant
annimmt. Wir treten im Spiel in eine andere Zweckreihe ein, schaffen
Distanz zur Welt des Willens und der Vorstellung, erkennen und erheben
uns zugleich über dasjenige, worin ein Schopenhauer - und
unausgesprochenermaßen auch Simmel, der ein großer Verehrer
Schopenhauers war - den „Brennpunkt des Willens“ erkannt hat: die
Genitalien. Im Spiel, wofür die Koketterie ein gelungenes Beispiel
abgibt, da sie an eine bestimmte Regelhaftigkeit der Inszenierung wie der
Rezeption gebunden ist, wie in der Kunst, die die perfekte Darstellung
der Koketterie bedeutet, wird Realität transzendiert. Ermöglicht wird
dadurch dann auch eine andere Stellung zur Realität, sei’s was das

Verhältnis der Geschlechter zueinander betrifft - Motto: wir können auch anders! - oder sei's umfassender was die Möglichkeit der Distanznahme zur Welt des Gewohnten und Gewöhnlichen angeht.

Die Koketterie ist für Simmel nur ein Beispiel - freilich ein treffendes und überaus plastisches für jenes Spielkonzept, das er in seinen soziologischen Schriften eindringlich beschrieben hat. Noch in seiner spätesten soziologischen Schrift *Grundfragen der Soziologie* (1917), auf dem Höhepunkt gleichsam seiner lebensphilosophischen Phase, kommt er im Kapitel über die Geselligkeit als die „Spielform der Vergesellschaftung“ auf den Spielbegriff zurück und erinnert zugleich auch wieder an seine eigenen Bemerkungen zur Koketterie. „Das Gesellschaftsspiel hat den tieferen Doppelsinn, daß es nicht nur in einer Gesellschaft als seinem äußeren Träger gespielt wird, sondern daß mit ihm tatsächlich „Gesellschaft“ „gespielt“ wird.“ (Soziologie, 59) In eben diesem Sinne wird in der Koketterie mit Erotik gespielt, stellt die Koketterie - anders formuliert - die Spielform der Erotik dar, ein „neckisches oder auch ironisches Spiel.“ (Ebd., 61) Im Spiel wie in der Kunst - und die Koketterie ist für Simmel ein Ausdruck hoher ästhetischer Kultur - erheben wir uns über die Realität, suspendieren wir deren Prinzipien, freilich nur momenthaft, augenblicksweise in einer kurzen Unterbrechung, flüchtig. Danach holt uns die Realität wieder ein.

Die Beschreibung der Koketterie und ihrer Konnotationen, die Simmel eher assoziativ einfließt, erinnert stark an die Schopenhauersche Ästhetik, deren zentrales Moment - die ästhetische Kontemplation, in der wir uns von der Welt der Alltagsroutinen befreien - von Simmel als ständige Reminiszenz wiedererinnert wird. Wo Schopenhauer dazu freilich noch die statuarische Ruhe des großen Kunstwerks benötigt, innerhalb von dessen Nähe wir uns kontemplierend verlieren, da setzt Simmel die Flüchtigkeit des kurzen Moments ein, den Augenblick des Spiels. Vielleicht unterscheidet das den Menschen des tiefen 19. Jahrhunderts vom nervösen Denker der Moderne, der zwar - das sei gern zugestanden - gegen Ende seines Lebens wieder der großen Kunst als Bollwerk gegen Entfremdung und Verdinglichung in der großstädtisch geprägten modernen Gesellschaft gehuldigt hat, der aber - und auch das beweist der unaufgehobene Widerspruch in eben diesem Spätwerk - letzten Endes die Unrevidierbarkeit des Prozesses der Moderne, unsere Flüchtigkeit samt der Pathologien, die wir darin ausbilden, und der Remeduren, die wir dagegen erfinden, erkannt und beschrieben hat.

Wir besitzen „keinen eindeutigen, von vornherein festen Standort“ (Geschlechter, 198) in der Welt - nicht mehr, wenn wir ihn denn je überhaupt besessen haben. Und deshalb, so Simmels letztes Wort in

bezug auf die Koketterie, kokettieren wir mit allen Dingen des Lebens. Mithin: eine unter den Bedingungen der Moderne angemessene Form des Lebens - wir erinnern uns an den Gegensatz von Leben und Form! - ist die Koketterie, das zur Kunst stilisierte flüchtige Spiel mit dem Leben. - Ob es möglicherweise gerade diese Erkenntnis ist, die zeitgenössische Philosophen und Soziologen wie Charles Taylor, Peter L. Berger und Thomas Luckmann oder Niklas Luhmann, wenn sie die Pathologien der Moderne und die subjektiven Reaktions- und Verarbeitungsformen beschreiben, inspiriert hat, gerade auf den Klassiker Georg Simmel als Vertreter der frühen Moderne zurückzugreifen?¹²

Der Kreis schließt sich ein weiteres Mal, auch innerhalb des Simmelschen Lebenswerks. Schon einmal, nämlich bereits 1901 in einem Beitrag für die Zeitschrift *Jugend* unter dem Kolummentitel *Momentbilder sub specie aeternitatis* ist Georg Simmel im nur wenig bekannten Text *Koketterie* (sic!) auf unser modernes Lebensproblem zu sprechen gekommen. Am Ende dieses Artikels antwortet die Kokette, deren Koketterie der Philosoph zuvor eindrucksvoll beschrieben hat, sibyllinisch: „wenn dieses Spiel zwischen Gewähren und Versagen Koketterie ist - verhält sich denn Gott und die Welt zu uns anders? Locken uns die Dinge nicht weiter und weiter, um uns schließlich ihr Letztes doch nicht zu gewähren? Gönnen sie uns nicht ihren Duft und Schleier, aber gerade nur genug, daß wir nicht von ihnen lassen können? Sieht uns das Dasein nicht auch so halb abgewandt an, mit einem Versprechen, das es nicht einlöst und gegen das wir doch wie blind und verzaubert unser Ganzes einsetzen? Schön, ich kokettiere. Aber wie kann mir das der Philosoph verdenken, der es doch immer der Seele als ihr Höchstes vorschreibt, die Form des Alls in sich abzuspiegeln?“¹³

¹² Reizvoll wäre es, eine genauere Untersuchung darüber anzustellen, inwieweit aktuelle Theoretiker wie z. B. die hier genannten mit ihren Arbeiten (Ch. Taylor: *Das Unbehagen an der Moderne*, Frankfurt a. M. 1995; P. L. Berger/Th. Luckmann: *Modernität, Pluralismus und Sinnkrise. Die Orientierung des modernen Menschen*, Gütersloh 1995; N. Luhmann: *Beobachtungen der Moderne*, Opladen 1992), worin mit unterschiedlichen Erklärungsansätzen und höchst unterschiedlichen Antworten auf die 'Unbehautheit des Menschen' und seine 'transzendente Obdachlosigkeit' (G. Lukács) reagiert wird, ausgesprochener- wie unausgesprochenerweise an Szenarien anschließen, die Vertreter der frühen Moderne, allen anderen voran eben Georg Simmel (womit die Bedeutung von Max Weber keineswegs herabgewürdigt werden soll), schon entwickelt haben. Was die historische Genese dieser 'kultursoziologischen Richtung' angeht, sei noch einmal nachdrücklich auf die Arbeit von K. Lichtblau (Anm. I) hingewiesen.

¹³ G. Simmel: *Koketterie*, in: *Jugend*, Jg. 6, Nr. 41, II (1901), 672.